

Illustrirtes Unterhaltungsblatt

Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg

✧ Pfingsten. ✧

Nach langem, bangem Winterschweigen
Willkommen, heller Frühlingsklang! —
Nun ruhet der Saft sich in den Zweigen,
Und in der Seele der Gesang.
Es wandelt unter Blütenbäumen
Die Hoffnung übers grüne Feld —
Ein wunderbares Zukunftsträumen
fließt wie ein Segen durch die Welt.

So wirf denn ab, was mit Beschwerden,
O Seele, Dich gefesselt hielt,
Du sollst noch wie der Vogel werden,
Der mit der Schwing im Blauen spielt.
Der aus den kahlen Dornenhecken
Die roten Rosen blühend schafft,
Der kann und will auch Dich erwecken
Aus tiefem Leid, zu neuer Kraft.

Und sind noch dunkel Deine Pfade,
Und trifft Dich schwer die eigene Schuld,
O glaube, größer ist die Gnade
Und unergründlich ist die Huld.
Laß nur zu Deines Herzens Toren
Der Pfingsten vollen Segen ein,
Getrost, und Du wirst neugeboren
Aus Geist und Feuerflammen sein.

✧ Bajowo. ✧

Von Elisabeth Siewert.

[Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Jetzt bemerkt Rita, daß Viktor verändert ist. Er steht mit dem Rücken gegen das Fenster, und da ihre Augen aus der dämmerigen Schlafstube etwas geblendet waren, hatte sie die Veränderung noch nicht bemerkt. Er ist nicht mehr der ergebene frohe Begleiter vom Vormittag.

„Was ist geschehen?“ fragt sie erblaffend.

„Mein Vater ist erkrankt, ich werde ihn kaum noch lebend antreffen.“

Rita senkt den Blick und geht langsam an Viktor vorbei nach dem Sofa, auf das sie sich setzt. „Das ist schrecklich,“ sagt sie, mit einem innerlichen Schauern ihre Hände faltend.

Das Stubennädchen kommt mit einer Kiste in die Stube. Es wird festgestellt, daß sie passend ist. Fräulein Garland stellt Viktor vor, daß er sich sehr beeilen muß, und verspricht ihm ihre Hilfe. „Kommen Sie, Herr von Wegen, wir wollen nur gleich anfangen,“ sagt sie, sich mit einem Seufzer erhebend.

„So kann ich nicht von ihr fortgehen, ich muß sie noch



Am Feldrain. Nach dem Gemälde von H. Seeger.

sprechen,“ denkt Viktor; er erwartet ein Wort des Trostes, eine endliche Erfüllung seiner Wünsche, eine Belohnung.

Fräulein Garland versteht ihn. „Julie, Du könntest noch rasch eine Tasse Kaffee machen. Ohne Kaffee lassen wir Herrn von Wegen nicht fort.“ Sie geht rasch aus dem Zimmer und läuft, während ihr helle Tränen über die Wangen rinnen, in das Nebenhaus.

Sie sind beide allein in der niedrigen dumpfen Stube. Viktor setzt sich auf einen Stuhl an den Sofatisch und legt seine großen Hände, so wie Rita, gefaltet vor sich hin. Rita sieht ihn scheu von der Seite an.

„Werden Sie mir antworten, wenn ich Ihnen schreibe?“ fragt Viktor. Rita werden die Augen feucht vor Erregung. „Es tut mir so schrecklich leid. Ich werde Ihnen schreiben, alles, was in Bajowo geschieht, jede Einzelheit wollen Sie wissen, nicht?“

Viktor schweigt und sieht sie mit vorgestrecktem Halse dringend an. „Mädchen, geliebtes Mädchen, sei barmherzig und sage, daß Du mich liebst,“ murmelt er.

„Ich werde Ihnen schreiben,“ sagt Rita rasch, noch tiefer erblaffend, mit einem starren

Ausdruck in den Augen. Seine leise Worte hatte sie überhört. „Aber ich fürchte, Viktor, Sie werden mit meinen Briefen nicht zufrieden sein,“ fährt sie kurzatmig fort, „denn Sie werden Gefühle vermissen . . . Ich kann nun einmal nicht anders sein, als ich eben kam . . .“

Rita fühlt mit Entsetzen, wie schlecht und grausam sie in diesem Moment ist, sie fühlt es an der Wirkung, die ihre Worte haben. Sie will wahr sein, aber sie ist es nicht, sie ist verrannt, verwirrt . . . Ihre Hände werden feucht, sie möchte sie ausstrecken, festhalten, um Vergebung flehen . . .

Ein Stuhl rückt, Viktor erhebt sich. Wahrscheinlich sagte er so etwas wie lebe wohl, ehe er ging. Rita kann es nicht bestimmt sagen, aber er war ja immer höflich. Jetzt sitzt sie allein auf dem Sofa in der Wohnstube.

Der Wagen, der Viktor nach der Bahnstation bringen soll, rollt um den roten Torpfeiler. Er sieht noch einmal zurück und grüßt, dann taucht sein Kopf zwischen zwei Sträuchern am Zaun auf, das ganze Gefährt ist noch eine Sekunde lang auf der Landstraße zu unterscheiden, dann schieben sich die dichten Weißdornhecken davor: er ist fort.

Fräulein Garland sieht diesem allmählichen Verschwinden nach und steht dann noch einige Minuten mit ineinander geschlagenen Händen da.

Beim Kaffeetrinken kommt es zu einer recht häßlichen Szene zwischen dem Hausherrn und seiner Wirtschaftsdame.

„Wenn Sie Bajowo ruinieren wollen, dann behalten Sie Glube,“ sagt Fräulein Garland heftig. „In nächster Woche wollen Sie doch wieder verreisen?“

„Ja, zu dem Kongreß der Anthropologen . . .“

„Na ja, dann ist Glube allein auf dem Hofe, kein Herr von Wegen sieht nach dem Rechten. Was soll daraus werden?“

„Denken Sie denn, ich könnte so plötzlich einen anderen Wirtschaftler bekommen? Außerdem: ich bleibe dabei, Glube ist nicht der Schlechteste, die Hammelgeschichte ist nicht aufgeklärt . . .“

„Leider nicht. So lange Herr von Wegen da war, hat er sich zusammen genommen, weil der ihm immer auf den Hacken saß. Jetzt!“ Fräulein Garland sieht gen Himmel.

„Uebertreiben Sie doch nicht so: ich schätze Herrn von Wegen sehr, aber Sie überschätzen ihn. Ganz gewiß. Kein Mensch ist unersetzlich. Also wird es auch weiter mit Bajowo gehen, und wie's geht, ist doch schließlich meine Sache!“ Herr Haugwitz lächelt ironisch, und Fräulein Garland verläßt gekränkt das Zimmer.

Als Rita in der lauen Frühlingdämmerung zufällig an dem roten plumpen Nebenhause vorbeigeht, sieht sie die Fenster von Viktor's Stube geöffnet, das Stubenmädchen räumt dort auf. Ein innerer Trieb zwingt sie, die Steintrappe hinauf zu steigen, um durch die offene Türe zu sehen. Was für eine kahle, unwohnliche Stube ist es! Allerdings hat ja Viktor seine Bilder eingepackt — da hing eine Photographie seines Vaters . . . Kein Stück Möbel hat die gleiche Farbe, der Teppich unter dem elenden Sofatisch ist an manchen Stellen völlig abgerieben, die getünchten Wände sind verräuchert. Unter dem Fenster steht ein großer Koffer und eine Kiste. Hier hat er gewohnt, denkt Rita, all die Jahre! Da in der Kammer nebenan geschlafen! Sie muß auch dort hineinsehen.

Die Betten ohne Bezüge auf der Erde, der enge Raum sieht dürrig und traurig aus.

„Wird der gnädige Herr einen neuen Herrn von Wegen nehmen?“ fragt das Stubenmädchen.

Rita zuckt die Achseln. „Ich weiß es nicht,“ sagt sie kurz und geht in die Wohnstube zurück. Hier hat er gewohnt, denkt sie mit einer sanften Trauer, und so viel an mich gedacht. Das ist jetzt vorbei! Sie dreht sich langsam auf den Hacken rund um, alles beaugenscheinigend. Unter einem Stuhl neben einem häßlichen Regal mit verstaubten alten Akten, das man hier untergebracht hat, liegt ein kleiner hörnerer Kragenknopf. Rita fixiert diesen Kragenknopf, und plötzlich geht sie hin, hebt ihn auf und läßt ihn in ihre Tasche gleiten. Darauf geht sie in den Garten, um da umherzuschlendern, das Sinken des Abends beobachtend. In den blühenden Bäumen schlüpfen kleine Singvögel, hin und wieder lassen sie Zirpen und Pfeifen hören. Das Blütenweiß wird grau und dann wieder leuchtend, als der Himmel dunkelt. Unten auf den Rabatten blühen tiessila Lilien. Rita pflückt sich ein paar und setzt sich feufzend auf eine Gartenbank, die mitten auf einem Rasenplatz steht. Sie preßt die Blumen an ihre Brust und lauscht. In einem Teich, in einem nahen Kleefeld, quarren die Frösche. Weshalb empfindet sie Schmerz bei diesem gewohnten Konzert, weshalb erregt der Duft der Blumen und des Graßes ihr Schmen? Nein, an dieses letzte Beisammensein will sie nicht denken, das quält sie, sie will überhaupt diesen wehen Gemütszustand nicht mit seinem Scheiden in Verbindung bringen. Sie nimmt ihr Kleid zusammen und läuft an den See und dann zu ihren Tieren; die schlafen schon.

Selma ist mittlerweile angekommen. Sie wird mit besonders großer Freudigkeit begrüßt, da ihr Kommen etwas über den Ver-

lust des Hausgenossen hinweghilft. Natürlich wird viel von dem letzten Ereignis gesprochen. Die junge Frau stimmt mit Fräulein Garland darin überein, daß Glube ohne direkte Aufsicht nicht weiter wirtschaften dürfe. Sie meint sogar, daß ihr Vater einen gebildeten älteren Inspektor nehmen müsse. „Sieh mal, Papa, Du bist mit Deinen Atertumsgechichten doch so sehr beschäftigt und oft fort, wer soll denn da die Wirtschaft leiten?“ fragt sie freimütig. Von den Hausgenossen hätte dies keiner zu sagen gewagt, denn Herr Haugwitz ist sehr empfindlich darin, daß man annehmen könne, er vernachlässige seine Wirtschaft. Auch jetzt wird er ganz rot im Gesicht und entgegnet mit einiger Schärfe: „Ich denke, diese wenigen Reisen die ich mache, könnt ihr mir wohl gönnen. Ihr seid nur so gewöhnt, daß ich früher der reine Hauskater war. Daher fällt es auf, wenn ich jetzt einmal von Hause fort bin.“ — „Wir gönnen Dir Deine Liebhaberei — wir freuen uns darüber, daß Du so viel Genuß daran hast — nur muß Du hier einen Stellvertreter haben.“

Fräulein Garland nickt Beifall, und Herr Haugwitz verläßt das Zimmer. „Ohne Viktor wird es in Bajowo viel langweiliger sein. Aus dem Reiten wird nun nichts mehr!“ sagt Julie. „Ich denke, Vater sieht sich nach einem neuen Volontär um.“

„Sofch einen wie Viktor, bekommt ihr nie wieder,“ erklärt Selma eifrig.

„Es ist ganz ungewöhnlich, daß ein Volontär, der doch sein Geld zahlt und dafür allerhand Ansprüche machen kann, so wie Viktor lebt und so selbstlos für die Familie arbeitet.“

„Nein, kein neuer Volontär!“ sagt Rita heftig. Alle sehen sie erstaunt an, Fräulein Garland legt etwas Strafendes in ihren Blick. „Nachträglich werden wohl alle einsehen, was das für ein Mensch war!“

„Jedenfalls rate ich entschieden ab, einen neuen zu nehmen. Ich weiß, was für eine Wirtschaft oft mit den jungen Herren auf den Gütern ist.“ Selma setzt sich etwas zurecht und erzählt mit einiger Würde, was sie darüber weiß. „Womöglich lassen sie sich in Liebesleien mit dem Dienstpersonal ein.“ Das ist ihr Trumpf.

„Pfui!“ sagt Rita verächtlich.

„Es kommt oft genug vor! So vornehm, wie Viktor, sind nicht alle!“

Nur ausdenken, daß er etwa mit dem Stubenmädchen schön getan hätte! Sie bringt gerade die Lampe herein. Rita sieht sie verstohlen an — es ist kein übles Mädchen, blond und freundlich — ach, dieser Gedankengang macht die Prinzessin ganz unglücklich, wie konnte sie da hinein geraten!

Und immer Viktor und wieder Viktor, man vermißt ihn täglich. An wen sollte man sich wenden, wenn man Fuhrwerk haben wollte. An Glube? Er gab es her, aber man hatte kein gutes Gewissen, wenn man es nahm. Vielleicht wurden die Pferde doch nötig gebraucht, er wollte sich nur gefällig zeigen. Viktor sagte in solchem Falle bestimmt: es geht nicht. Das war dann eine Enttäuschung, man fühlte aber durch, es war in der Ordnung. Fräulein Garland war nun vollends schlimm daran. Fortwährend gab es Reibereien zwischen ihr und dem Wirtschaftler, ja, sie hörten gar nicht auf. Herr Haugwitz war der Klagen der Wirtschaftsdame so überdrüssig, daß er flüchtete, wenn diese anfang. Da Glube stets seine Nerven schonte, verkehrte er lieber mit diesem und glaubte schließlich der klugen Hinterlist mehr als der wortreichen einfältigen Ehrlichkeit.

Zu Johanni war es Herrn Haugwitz nicht möglich, die Zinsen an die Bank zu zahlen. Sie wurden ihm gestundet, schließlich passierte das vielen und war noch nichts Unerhörtes. Eine Schilderung der Mittsommerfestgebräuche unserer Vorfahren beschäftigte ihn zu dieser Zeit so sehr, daß die Sorge um Bajowo ihn nicht aus einer gewissen erhabenen Laune herausbringen konnte. Auch in Bajowo wurde jährlich am 25. Juni eine leere Leertonne, in die man Stroh gestopft, unter viel Hallo und mit primitiver Musikbegleitung abgebrannt: dies war als ein armseliger Rest einstiger barbarischer, wilder Festgebräuche anzusehen.

Haugwitz' lebten in diesem Sommer und auch im Herbst sehr zurückgezogen. Zufällig wohnten auf den umliegenden Gütern entweder alte gesezte Leute oder junge, mit sich zufriedene Ehepaare, die kein belebendes Element für die Geselligkeit abgeben konnten. Die schöne Julie empfand es bitter, daß sie so wenig unter Menschen kam, und, wenn dies einmal geschah, daß diese Menschen einen so nüchternen Kreis bildeten, in dem ihre Persönlichkeit nicht genug geschätzt wurde. Eines Tages langte von Herrn Haugwitz' einziger Schwester, die in Berlin ein großes Pensionat hatte, ein Brief an, in dem sie eine ihrer lieben Nichten aufforderte, zu ihr zu kommen. Ihre Tochter hatte sich verheiratet, nun fehlte ihr dringend eine Hilfe, zugleich ein anziehendes Element für die Fremden. Diese Tante war ursprünglich Gutsbesitzerfrau gewesen. Das Gut war ihr aber verloren gegangen, wie dies leider ein häufiges Vorkommnis in der Familie Haugwitz war; sie hatte nicht viel mehr aus dem Schiffbruch gerettet, als ihre unverwundliche Garmlosigkeit und ihre Fähigkeit, sich an Illusionen zu er-

rischen. So ausgestattet brachte sie es in kurzer Zeit dazu, sich ein zwar unsicheres, aber tätiges und amüsanter Leben einzurichten.

„Diese Einladung ist wohl für Dich, weil Du ein und ein halbes Jahr älter bist wie ich,“ sagt Julie, in Ritas Stube ein tretend. Sie setzt sich auf den einzigen bequemen Stuhl, den es da gibt, und sieht die Schwester an. Rita blickt von ihrem Buch auf. Sie liest noch immer sehr viel und planlos. Ihre Miene ist oft matt und abwesend zugleich, oder auch erregt und gespannt, je nachdem die Schilderungen der erträumten Welt sie einschlafen oder glühen machen.

„Für mich?“ sagt sie langsam. „Ich nehme die Einladung garnicht ernst.“

„So? ich tue es. Wenn Du nicht hingehst, gehe ich nach Berlin.“

Die beiden Kottöpfe sehen sich einen Moment voll an, auf Juliens vollem, farbigen Antlitz steht ein fester Entschluß ausgedrückt. Rita ist nur erstaunt. „Du von Bajowo fort? Dann sollten wir uns trennen?“ Wie sie Julie ansieht, weiß sie, daß sie sich trennen werden, daß ihr Leben ganz verschiedene Bahnen nehmen wird, weil sie beide sehr verschieden sind.

„Ja natürlich! Wir können doch nicht immer bei einander sein, wie die flamesischen Zwillinge!“ Julie lacht, während Rita mit keiner Wimper zuckt und langsam errötet.

„Offen gesagt, mir ist das Leben hier recht über. Immer dasselbe, der Verkehr ist öde. Unsere Späße werden doch auch allmäh-

lich zusammen in einem Gefühl der Angst und Beschämung und schluchzt hinter den feinen Händen.

„Rita, Du weinst?“ Julie sieht neugierig den Tränen nach, die zwischen den Fingern herablaufen. Das Weinen ist als ein weichlicher, unnötiger Schmerzensausdruck immer bei den beiden Kottöpfen verpönt gewesen. Es war auch nie üblich zwischen beiden gewesen, jemals zärtlich mit einander zu sein, der heutige Tag bringt aber lauter Neuerungen. Julie kniet halb lachend, halb gerührt neben Rita hin und umschlingt sie fest. Ritas Schluchzen wird heftiger, und doch freut sie sich der zärtlichen Nähe ihrer Schwester.

* * *

Es ist an einem Wintertage nachmittags. Der Himmel spannt sich dunkel blaugrau über die von einer leichten Schneedecke verhüllten Acker. Es ist kalt und windig; einzelne Schneeflocken ziehen mit dem Winde, man weiß nicht recht, woher sie kommen. Im Westen über dem Garten erhebt sich eine gelbliche Wand, und reichlicher ziehen die Flocken, beinahe wagerecht einher. Alle Büsche Bäume, Häuser, Zäune werden von einer Seite weiß.

Im Bajowoer Wohnhause ist es düster, die Luft in den Stuben warm und dick. Durch den zunehmenden Verfall des Hauses sieht es immer unmordentlich in den Räumen aus, so eifrig Fräulein Garland auch täglich um Ordnung und Sauberkeit kämpft. Wo auf dem Bodenraum ein schwerer Schrank oder eine Bettkiste steht,

senken sich jetzt die Balken ganz deutlich. Die Tapeten zeigen Risse, hängen sogar in Fetzen herab.

Am Eckstufenfenster steht seit geraumer Zeit eine zarte, weiche Gestalt in einem grünen, alten Tuchkleid. Dunkelrote glänzende und dicht geringelte Haare um ein durchsichtig weißes Gesicht mit ganz hellen, weichen Bäckchen, rostbraune Augen und ein roter, geschwungener Mund, so sieht das Mädchen aus; ihre Erscheinung ist das einzig farbige und poetische in weitem Umkreis drinnen und draußen. Rita

sieht hinaus. Es wirbelt wie Mücken durch die Luft; wo es geschüttelt ist, hat der Wind nicht die Macht, die Flocken zu treiben, da fallen sie dunkel aus der Höhe, werden weiß vor den Tannen und wieder grauer dicht am Fenster. Der blätterlose Garten macht einen kleinen Eindruck, da links ist er gleich zu Ende, früher erschien er da so breit, wie eine Welt. Und wie waren doch die Winter früher? Daran denkt Rita, sie strengt sich an, um sich ganz in den früheren behaglichen, freudigen Zustand hinein zu versetzen, indem sie alle Jahreszeiten durchgeht. Der Winter ist ihr jetzt verhaßt. Sie zieht die Lippen herab, und ihre Augen blicken trübe. Ganz von fern hört man Glocken läuten, vielleicht ist es aber nur ein Klingeln im Ohre. Es ist sehr einsam — so einsam, daß sich jetzt eine unbestimmte Bangigkeit in das Herz schleicht — sie dreht sich rasch vom Fenster. Auf dem Buffet mit der geborstenen Marmorplatte steht ein Rest gelbroter Hagebutten in einer Glasschale. Rita macht sich darüber her und überlegt, während sie iszt, was sie zunächst beginnen könnte. Ratten schießen! Sie nimmt ein Tesching von einem Riegel neben dem Schlüsselschränken, verriegelt die Türe nach der Wohnstube und geht in den Hausflur. „Forel-bozel!“ ruft sie laut. Man hört einen Hund in der Küche laut und heftig als Antwort heulen, und gleich darauf stürzt ein weißer Terrier auf sie zu. Die gelben Tackel sind eingegangen, die lustigen Kameraden ihrer frohen Streifzüge, nun hat ihr Schwager Gamm ihr einen Terrier geschenkt, einen scharfen Roter. Der ist auch besser zur Rattenjagd zu gebrauchen, als ein Tackel. (Fortf. folgt.)



Wasserträger am Nil. Nach einer photographischen Aufnahme.

lich schal. Eine Menagerie halten oder Fischerin spielen und all das, für mich ist das nichts mehr.“ Sie richtet sich in dem bequemen Stuhl gerade auf und faßt die Seitenlehnen mit ihren schönen starken Händen. „Seit Viktor fort ist, ist auch gar nichts mehr los; die Garland klagt und winselt immerzu. Man hört täglich von Schulden sprechen und Kalamitäten, und helfen kann man nicht.“

„Nein,“ sie springt plötzlich auf. „Man ist nur einmal jung, ich muß aus Bajowo heraus. Tante will mir auch Taschengeld geben.“

Rita hört ihrer Schwester atemlos zu; in ihre Augen tritt ein beängstigender Glanz. Die Erwähnung Viktors, die Aussicht, Julie zu verlieren, die ausgesprochene nackte Tatsache, daß ihr Leben, wie sie es bisher geführt, unhaltbar, ja wertlos geworden sein soll, alles das erregt sie furchtbar. Aus den Welten ihrer Romane auftauchend, sieht sie sich einer verwirrten unheilvollen Wirklichkeit gegenüber.

„Wird Papa Dich ziehen lassen?“

„Warum nicht? Ich denke, eine Tochter genügt für das Haus, außerdem ist es doch auch eine Ersparnis.“

Wahrscheinlich würde der Vater seine Töchter überhaupt nicht vermissen, er steckt so tief in den Wissenschaften. Aber es war so traurig, daß es so war, und daß es mit Bajowo so schlecht stand: die Abwesenheit einer Tochter bedeutete eine Ersparnis! Rita senkt den runden Kopf, um den sich die Kinderlächchen ringeln, sie

Erkämpft.

Novellette von Paul Blif.

(Nachdruck verboten.)

An der Tür Fräulein Elise von Friedrichs ging die elektrische Glocke. Schnell eilte Babette, die Zofe, an das Guckloch, zu sehen, wer da sei. Baron von Linden-Lindhof gab seine Karte ab.

„Ich bedaure, Herr Baron,“ lächelte die Kleine, „das gnädige Fräulein ist nicht zu sprechen.“

„Na ja,“ nälte der Baron weiter, „ist ja schon gut, machen Sie doch nicht so viel Summs, ich werde warten bis die Gnädige fertig ist.“ Damit legte er Hut und Stock fort, zog die rotbraunen Glacés ab und ließ sich in einen Sessel fallen.

„Ich fürchte nur, der Herr Baron können lange warten, denn wenn das gnädige Fräulein beim Studieren ist, dann nimmt sie auf Niemand Rücksicht am wenigsten auf sich selbst, dann iszt und trinkt sie nicht — jetzt ist es elf Uhr, und vor zwei dürfte sie wohl kaum zu Ende sein.“

„Kleine Heze!“ Lächelnd musterte er die dralle Zofe, „hier haben Sie einen Goldfuchs, nun gehen Sie hinein und sagen Sie, daß ich da sei,“ er gab ihr das Geld und küßte sie herzlich, „aber jetzt keine Widerrede mehr, marsch, hinein!“ Schmunzelnd ging die Kleine ab.

Bald kam sie wieder zurück: „Es tut dem gnädigen Fräulein außerordentlich leid. Wenn der Herr Baron um fünf Uhr wiederkommen möchten.“

Baron Guido wurde rot vor Aerger. Kurz entschlossen nahm er Hut, Stock und Handschuhe und wollte gehen. In diesem Augenblick ging die elektrische Türlocke wieder. Ein Fremder war da. Ein feiner Herr, groß und schlank, ganz in Schwarz gekleidet, ernst aber vornehm höflich. Babette wiederholte ihr Bedauern: Die Gnädige sei nicht zu sprechen. Aber da trat der Baron heran und erkannte den Fremden.

„Ja, aber lieber Hochstetten, ist es denn wirklich möglich? Du, Du selbst, alter Afrikanensch, oder ist es Dein Geist nur! Und ohne weiteres, trotz der verblüfften Zofe, zog er den alten Freund und betrat mit ihm von Neuem das Vorzimmer. Neugierig und wartend folgte Babette.

„Ja, aber lieber Karl,“ begann der Baron, „wo kommst Du denn so plötzlich her? Seit einem Jahr im dunkelsten Afrika verschollen, ohne Nachricht, ohne alles, und nun plötzlich: Da bin ich! Ja, was soll denn das heißen?“

„Mein lieber Linden,“ antwortete der Fremde unangenehm berührt durch die Anwesenheit und Zudringlichkeit des Barons, „Du weißt, ich bin kein Freund von viel unnötigen Worten und ich liebe die Ueberraschungen.“

„Allerdings weiß ich das. Aber das ist doch keine Entschuldigung.“

„Soll es ja auch gar nicht sein.“

„Sehr gut,“ nälte Linden, „und was willst Du hier?“

Der Andere sah ihn fragend an, dann entgegnete er ernst: „Und Du, was wolltest Du hier?“

„Na, erlaube mal, ich — ich bin hier — nun, die Gnädige und ich sind eng befreundet.“

„So so.“ Weiter sagte der Fremde nichts zu ihm, dann gab er der Zofe seine Karte. „Bitte, melden Sie mich.“ Er sagte das in einem Ton, der keinen Widerspruch zuließ, so daß Babette ging.

„Du, das ist umsonst,“ sagte Linden, der erstaunt war über das selbstbewußte Auftreten hier im Hause der Diva.

„Na, wir werden ja sehen,“ antwortete der Andere nur.

„Höre mal, Hochstetten,“ begann der Baron wieder, „kennst Du denn die Gnädige näher?“

„D ja,“ lächelte dieser, „wir sind ja Nachbarskinder, wir waren wie Bruder und Schwester.“

„So, also wie Bruder und Schwester,“ der Baron atmete erleichtert auf. „Na, weißt Du, da kann ich es Dir ja sagen, ich will nämlich morgen um die Hand der Gnädigen anhalten.“

Der Andere fuhr zusammen, beherrschte sich aber und erwiderte dann lächelnd: „Viel Glück.“

„Danke,“ sagte Linden, „ja, ich bin sehr glücklich, na und unter uns gesagt, sie macht doch 'ne gute Partie an mir, ich bin reich, unabhängig. Stellung, Name, na und bei Jahren bin ich ja auch noch.“

„Liebt sie Dich auch noch dazu?“ lächelnd musterte er ihn.

Der Baron lächelte auch: „Das weiß ich nicht, aber das wird schon noch kommen, wenn sie erst meine Frau ist.“

Jetzt kam Babette zurück. „Die Gnädige lassen bitten.“

Die Männer sahen sich an. Baron Linden war sehr erstaunt. Der Andere lächelte. Und Babette ging fichernd hinaus.

„Du, hör mal, lieber Hochstetten,“ bat nun der Baron, „Du bist doch mein Freund, tu mir den Gefallen, leg Du ein gutes Wort für mich ein — ja, willst Du?“

„Soll ich für Dich anhalten?“ fragte dieser lächelnd.

„Nun Scherz beiseite, sag' ihr, daß ich sie anbe, daß ich es

ehrlisch meine, schildere ihr meine Stellung, meinen Reichtum, ihre glänzende Zukunft und so weiter — ja, willst Du?“

„Ich verspreche Dir feierlichst, daß ich alles tun will, was ich für Dich tun kann! Wenn die Gnädige Dir hold ist, so will ich Eure Hände ineinander legen, zufrieden?“ Linden gab ihm die Hand und ging.

Als er fort war, sah Hochstetten ihm nach mit ernstem, fast finsternem Blick, dann raffte er sich auf und klopfte an die Tür zu ihrem Zimmer. Im nächsten Augenblick standen sie sich gegenüber.

„Elise,“ rief er und staunte sie an mit bewunderndem Blick.

Und sie sah ihn lächelnd an; endlich kam sie näher, reichte ihm die Hand und sagte: „Sieh da, der Herr von Hochstetten! Ei, ei! ein so seltener Gast, was verschafft mir denn die Ehre?“

Er fühlte, daß er rot wurde. Der Aerger stieg hoch in ihm. Er hörte wohl den Scherzspott, trotz des freundlichen Tones. „Sie sind mir böse, Elise,“ sagte er nur.

„Aber wie kann ich das, mein Bester! Wenn Sie nicht mehr zu mir kommen wollen, so muß ich mich eben in das Unvermeidliche zu fügen suchen.“

Er wurde immer erregter, nur mit Gewalt hielt er an sich, als er sagte: „Ich bitte Sie, Elise, nicht diesen Ton! Wenn Sie mir zürnen, dann sagen Sie's mir frei heraus. Ich will dann versuchen, Ihre Verzeihung zu erringen.“

„Liegt Ihnen denn daran?“

„Elise!“

„Nun gut! warum haben Sie seit einem Jahr nichts von sich hören lassen?“ Er schwieg. Ernst, aber freundlich sah er sie an.

„Soll ich es Ihnen sagen,“ fuhr sie auf „weil Sie mich auf die Probe stellen wollten, weil Sie sehen wollten, ob ich Ihnen die Treue halten könne, die ich Ihnen versprach, stimmt es?“

Noch immer schwieg er, leicht nur nickte er mit dem Kopf.

„Wußte ich es doch!“ rief sie erregt, „Mißtrauen für die Liebe, die ich Ihnen entgegenbrachte. Das soll mich nicht verletzen? Ja, für was halten Sie mich denn, daß Sie wagen, mir so etwas zu bieten?“ Hoch erhoben stand sie vor ihm in maßloser Erregung.

„Elise,“ begann er mit fester Stimme, „hören Sie mich erst an, dann urteilen Sie. Als ich Sie kennen und lieben lernte, waren Sie die gefeierte Künstlerin, der alle Welt huldigend zu Füßen lag, und ich war der unbekannte Gelehrte, ebenso arm wie verdienstlos. Als Sie mir damals Ihre Liebe schenkten, war ich beglückt, berauscht, wochenlang wie von Sinnen, dann aber, als ich aus dem Taumel erwachte, fühlte ich das Drückende, das auf mir lastete, Ihre Liebe erdrückte mich. Jawohl! und dasselbe einzig, weil ich es nur zu deutlich empfand, daß ich im Vergleich zu Ihnen ein Nichts, ein unbedeutender Mensch war, und da wurde Ihre Liebe zur Qual für mich, denn es war ein Almosen, das ich von Ihnen empfing.“

Beide schwiegen und sahen sich an. Dann sprach er weiter: „Und darum raffte ich mich auf, nahm Abschied und ging in die Welt hinaus, zu kämpfen, um doch wenigstens etwas ganz zu werden, um die Anwartschaft auf das Glück zu haben, das Sie mir versprochen. Sehen Sie, das hat mich fortgetrieben.“

„Nun und jetzt?“ fragte sie schüchtern.

„Jetzt,“ fuhr er fort, „jetzt habe ich etwas erreicht. Meine Forschungen haben mir eine Stelle im Ministerium verschafft, jetzt bin ich „Auch einer!“ lächelnd sah er sie an, und da sie schwieg, sprach er weiter: „Ja, und jetzt komme ich im Auftrag des Herrn Baron von Linden-Lindhof, um für ihn Ihre Hand zu erbitten.“

Sie lachte laut los.

„Allen Ernstes,“ sagte er, „ich hab's ihm versprochen, ein Wort für ihn zu reden. Er ist mein Freund.“

„So sagen Sie Ihrem Freund im Vertrauen, daß er sich keinen Korb holen solle.“

„Aber wie denn, der gute Baron ist doch eine glänzende Partie, Sie sollten das doch bedenken.“

„Hören Sie auf, ich bitte Sie!“

„Ja, genießt er denn nicht den Vorzug, Ihr Freund zu sein?“

„Bewahr' mich der Himmel! Er huldigte mir, allerdings mehr als alle Anderen, und er belustigte mich, das war alles.“

„Armer Baron, da kann ich Dir auch nicht helfen,“ sagte er und sah sie freudestrahlend an.

„Sie sind ein schlechter Schauspieler,“ sagte sie nach einer Weile, „Ihr Herz liegt ja in Ihren Nieren.“

„Nun, und was sehen Sie daraus?“

„Daß Sie ein närrischer verliebter Geselle sind.“

„Elise!“ jubelte er. Und dann lag sie in seinen Armen. — —

Als um fünf Uhr der Baron kam, konnte er den Weiden zur Verlobung Glück wünschen, er tat es auch, aber heimlich ärgerte er sich sehr. Schließlich sagte er sich, sie wird ihn wohl doch lieben, sie hatte ja ein ganzes Jahr lang freie Wahl und hat doch keinen Anderen genommen — ja, ja die Weiber! ah!



Am Krug zum grünen Kranze. Nach dem Gemälde von Robert Uffmus. [Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.]

Präsident und Staatsanwalt drangen im Interesse des gerichtlichen Verfahrens schonungslos in die zartesten und verschwiegensten Geheimnisse ihres Herzenslebens und alles, was sie vor allen, sogar vor ihren Eltern, ängstlich und mit mädchenhafter feinscher Zurückhaltung verborgen gehalten, wurde hier vor hundert Zuhörern mit breiter Gründlichkeit erörtert. Daß sie zu Erich Kannenberg heimliche Beziehungen unterhalten, daß sie mit ihm geheime Zusammenkünfte gehabt, daß sie ihm ewige Liebe und Treue gelobt und daß ihr die Bewerbungen des von ihren Eltern protegierten Kaufmanns Weidner unsympathisch gewesen, alles das mußte sie hier in aller Deffentlichkeit, gewissermaßen der ganzen Stadt preisgeben. Ihre Aufregung wuchs und ihr Zittern wurde immer heftiger, als ihr nun der Staatsanwalt Fragen betreffs des Verhaltens ihres heimlich Verlobten vorlegte. Sie hatte es ja schon vor dem Untersuchungsrichter zugegeben und konnte es auch hier nicht in Abrede stellen, daß Kannenberg dem von ihren Eltern begünstigten Nebenbuhler Gaß und Rache zugeschworen, daß er ihn mit leidenschaftlichen Verwünschungen bedacht und mit dem Tode bedroht hatte. Und nun kam die schwer wiegende, bedeutungsvolle Frage des Staatsanwalts: „Als Ihr Vater von der Ermordung Weidner's erzählte und als in der Haltung des Angeklagten sich deutlich das böse Gewissen verriet, hatten Sie da nicht den Eindruck: er ist der Mörder?“

Ein Raunen und Summen ging durch den Saal, das ihre ohnedies angespannten Nerven bis zur Unerträglichkeit erregte. Es entging ihr nicht, daß sich aller Augen auf sie richteten und daß jedermann in dem großen Saale mit fieberhafter Spannung auf ihre Antwort wartete. Und als nun ihre Blicke unwillkürlich zu dem Angeklagten hinüberschweiften, sah sie, daß auch er sich weit vornübergeneigt hatte und daß sein bleiches, unter den Leiden der Gafst schrecklich verändertes Gesicht mit einem Ausdruck an ihr haftete, als erwarte er von ihrer Antwort die Entscheidung über sein Geschick. Da fuhr es wie ein Stich durch die Brust und ihr Herz krampfte sich in einem unennbaren Schmerz zusammen. Der Rest ihrer Kraft und Selbstbeherrschung verließ sie; eine starke Erschütterung ging durch ihren ganzen Körper, sie schwankte und wäre sicher zu Boden gefallen, wenn nicht ihr Vater, der in der ersten Reihe der Zeugenbank saß, rasch hinzugesprungen wäre und sie in seinen Armen aufgefangen hätte.

Eine Pause wurde gemacht und die Ohnmächtige in einem Nebenzimmer gelabt und beruhigt. Und dann mußte sie noch einmal auf den Zeugenstand und noch einmal wurde die furchtbare, marternde Frage an sie gerichtet. Und unter dem Zwange der streng auf sie gerichteten Blicke des Präsidenten und des Staatsanwaltes, durch ihr Gewissen getrieben und um endlich von der nicht mehr zu ertragenden Qual befreit zu sein, stieß sie ein kurzes, hastiges: „Ja“ heraus.

Ein Geräusch, das von der Anklagebank herkam, lenkte für einen Moment die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Angeklagten. Kannenberg war heftig aufgesprungen; seine Augen waren weit aufgerissen und starrten mit entsetzten Blicken auf die Zeugin. In seinen zuckenden Mienen malte sich ein unendlicher Schmerz; sein Atem ging stürmisch; seine Lippen zuckten heftig und bewegten sich, als wollten sie sprechen. Aber der Verteidiger drehte sich nach ihm herum, legte beschwichtigend seine Hand auf des Aufgeregten Arm und drückte ihn sanft auf seine Bank nieder.

Die Zeugin aber wurde von dem Präsidenten, der endlich einer menschlichen Regung nachgab, entlassen und entfernte sich weinend.

Den tiefen Eindruck, den diese Szene auf Geschworene und Publikum hervorbrachte, konnten die Zeugen, die auf Veranlassung der Verteidigung zur Entlastung des Angeklagten geladen waren, wenig Abbruch tun. Wenn selbst die Geliebte des Angeklagten die Ueberzeugung von seiner Schuld hatte, wie sollten sich dann Fernstehende den dringlichen Schuldbeweisen verschließen? Dazu kam, daß die Zeugen der Verteidigung zur Sache selbst wenig oder nichts zu sagen wußten. Was sie über den Angeklagten Günstiges berichteten, bezog sich lediglich auf sein Vorleben und ihre Aussagen enthielten keine Beweise für die Schuldlosigkeit des Angeklagten, sondern waren nur allgemein gehaltene Mitteilungen über seinen Lebenslauf und seinen Charakter.

Die Hauptbeweismittel der Anklage aber waren das gefundene Stilet, das der Angeklagte selbst als sein Eigentum erkannte und der in der Tasche des Ermordeten gefundene Drohbrieff. Vergebens war die feste Erklärung Kannenberg's, daß er den Brieff nicht geschrieben habe. Die Tatsache, daß der Brieff auf einem ihm gehörenden Brieffbogen geschrieben war, was der Angeklagte selbst nicht in Abrede stellen konnte, überführte ihn in den Augen fast aller Anwesenden. Auch das Urteil der beiden vorgeladenen Sachverständigen war ihm wenig günstig. Der eine erklärte, mit aller Bestimmtheit, der Brieff rühre unzweifelhaft von dem Angeklagten

her und der andere meinte ein wenig vorsichtiger, daß die Handschrift des Angeklagten mit der des Brieffschreibers wenigstens eine sehr starke Ähnlichkeit habe.

Was schließlich den in der Nähe der Leiche gefundenen Dolch betraf, mit dem, wie die ärztliche Untersuchung ergeben hatte, der Mord vollbracht worden war, so rief des Angeklagten Behauptung, die Waffe sei ihm gestohlen und zwar höchstwahrscheinlich von dem Unbekannten, der nach der Bekundung der Frau Brenndicke ein paar Tage vor dem Morde in seiner Abwesenheit sein Zimmer betreten und sich eine Weile darin allein aufgehalten habe, nur ein geringschätzendes, ungläubiges Lächeln bei den Geschworenen hervor. Auch der Hinweis des Verteidigers, daß dieser fremde, unbekannte Mann, der doch unzweifelhaft bei dem Angeklagten gewesen, sich nicht gemeldet habe, trotzdem doch sowohl die Staatsanwaltschaft wie die Verteidigung wiederholt in allen drei in der Stadt erscheinenden Blättern ihn unter genauer Angabe des Signalements dazu aufgefordert hätten und daß mithin diese mysteriöse Persönlichkeit keine so ganz harmlose und schuldlose sein könne, als der Staatsanwalt sie hinstellte, machte wenig Eindruck.

Das Plaidoyer des Staatsanwalts erfuhr gleich zu Anfang eine störende Unterbrechung. Der Vertreter der Anklage sprach zuerst von den Gründen, die den Mord als einen Akt persönlicher Rache charakterisierten. Als er hierbei die Worte sprach: „Ein Raubmord, meine Herren Geschworenen, ist vollständig ausgeschlossen. Das beweisen Ihr und Portemonnaie des Ermordeten, die bei ihm gefunden sind, klar“ — da erschallte plötzlich aus dem Zuschauerraum ein lautes Aufschauen, und der derbe, rohe Ausruf: „So'n Quatsch!“ folgte.

Jornig erhob sich der Präsident, um den fecken Störenfried, der die Achtung vor dem Gericht so dreist verletzt hatte, festzustellen. Mit Hilfe der Nachbarn des Betreffenden gelang dies in wenigen Minuten. Von den im Zuschauerraum postierten Gerichtsdienern wurde der Schuldige, ein dem Aussehen nach dem Arbeiterstande angehörender Mann, hinausgeführt und in einem nahen Amtszimmer wurde seine Persönlichkeit zur Bestrafung festgestellt. Es war ein in einer Maschinenfabrik beschäftigter Arbeiter namens Labunde, der über den Grund seines Lachens und seiner Aeußerung befragt, mit den Achseln zuckte und erklärte: „Ich weiß es selber nicht. Es fuhr mir nur so heraus!“

Sein Zustand — die stark geröteten, in feuchtem Glanze schimmenden Augen, das aufgedunsene, blaurote Gesicht und der brantweinindustende Atem gaben überdies die deutlichste Erklärung für sein sinnloses, freches Betragen.

Der Staatsanwalt grupperte im weiteren Verlaufe seiner zweistündigen Rede alle Anklagepunkte sehr geschickt zu einer Kette ineinandergreifender, unwiderleglicher Beweise, die den Angeklagten so dicht umschloß, daß der Verteidiger trotz aller seiner Beredsamkeit nicht ein einziges Glied daraus zu lösen vermochte.

Als die Replik des Staatsanwalts und die Duplik des Verteidigers erfolgt waren, richtete der Präsident des Gerichtshofes die Frage an den Angeklagten, ob er noch etwas zu seiner Entlastung zu sagen habe.

Referendar Kannenberg erhob sich und mit freiem Blick und erhobenen Hauptes zu den Geschworenen hinübersehend, sagte er laut und feierlich: „Ich schwöre bei dem weißen Haupte meines Vaters und bei der Liebe meiner Mutter, daß ich unschuldig bin.“

Wohl blieb der Ton und die ganze Art des Angeklagten auf manches seiner empfindende Gemüt nicht ohne Eindruck, an seinem Schicksal konnte diese Erklärung nichts ändern.

Zwei Fragen wurden den Geschworenen von der Anklagebehörde zur Beantwortung vorgelegt: Erstens „Ist der Angeklagte schuldig, den Kaufmann Weidner vorsätzlich ermordet zu haben?“ und zweitens „Ist der Angeklagte des Totschlages, begangen an Kaufmann Weidner, schuldig?“

Nach kaum einstündiger Beratung kehrten die Geschworenen in den Gerichtssaal zurück und der Obmann verkündete das Urteil, das die erste Frage verneinte, die zweite aber bejahte. Der Angeklagte war also des Totschlages für schuldig erklärt. Die Strafe wurde von dem Gerichtshof auf zehn Jahre Zuchthaus festgestellt.

Kannenberg hatte sich bei der Urteilsverkündung erhoben. Als der Obmann und der Präsident gesprochen und ihm sein Schicksal verkündet hatten, starrte der Verurteilte wie geistesabwesend auf beide. Er griff sich an die Stirn und schien das Furchtbare, das ihn betroffen, nicht fassen zu können. Plötzlich schoß ihm das Blut heiß in's Gesicht, seine Arme erhoben sich abwehrend und er schrie mit einem Ton so grenzenloser Verzweiflung, daß es alle Anwesende kalt überrieselte: „Nein, nein, das ist nicht möglich! Das ist nicht wahr! Ich bin kein Mörder!“

Dann brach er auf seiner Bank zusammen, leichenbläß, ohnmächtig, wie vom Blitz getroffen.

Zu den wenigen Zeugen und Zuhörern, die den Gerichtsaal verließen, ohne von der Schuld des Verurteilten überzeugt zu sein, gehörte der Neffe des Ermordeten, Doktor Paul Weidner. Die Worte des greisen Vaters des Angeklagten, sowie das Verhalten des Letzteren selbst, seine anfängliche, sichere Haltung, die Ruhe und Klarheit seiner Angaben, sowie zuletzt seine feierliche Erklärung hatten einen tiefen, bezwingenden Eindruck auf ihn gemacht. Die Verhandlung hatte ihn so mächtig bewegt und die Eindrücke, die dieselbe bei ihm hinterlassen, beschäftigten ihn so lebhaft, daß er die wichtige geschäftliche Besprechung, zu der O'Leary ihn aufgefordert hatte, auf den nächsten Tag verschob. Unablässig stand das Bild des ehrwürdigen, alten Herrn vor seinen Augen, der seinen Sohn, den er mit Sorge und Liebe großgezogen hatte, auf der Anklagebank sitzen sehen mußte. Und die Worte des Angeklagten: „Bei dem weißen Haar meines Vaters, bei der Liebe meiner Mutter schwöre ich, daß ich unschuldig bin“ — tönten wieder und wieder in seinem Ohr.

Je mehr sich der Grübelnde in alle Einzelheiten der Verhandlung vertiefte, um so klarer und überzeugender rang sich in ihm die Ansicht empor, daß hier einer jener schweren Justizirrtümer, wie sie hier und da nach langer Zeit an das Tageslicht treten und das stauende Entsetzen aller fühlenden Menschen erregen, begangen worden sei und es bereitete ihm eine sehr peinliche Empfindung, daß der beklagenswerte Tod seines nächsten Verwandten ein fast ebenso beklagenswertes Unheil in einer anderen schuldlosen Familie anrichtete. War nicht das, was den Referendar betroffen, schlimmer als der Tod? Zehn Jahre Zuchthaus! War das nicht gleichbedeutend mit Vernichtung, mit frühzeitiger Zerstörung eines zukunftsreichen, zu stolzen Hoffnungen berechtigenden jungen Lebens? Würde der junge Mann je die Freiheit wiedersuchen? Kaum! Seine Zukunft war ein langames Dahinsinken hinter Kerkermauern, die er aller Wahrscheinlichkeit lebend nicht mehr verlassen würde. Und wenn wirklich das Unerwartete eintrat, wenn der jugendkräftige Körper alle körperlichen Leiden und seelischen Martern des Zuchthauslebens überwand, wenn der Gebrandmarkte nach zehn Jahren der Freiheit wiedergegeben wurde, wenn er das Zuchthaus gebrochen an Leib und Seele verließ, ausgestoßen aus der Reihe der anständigen Menschen, welchem Leben ging er dann entgegen? Ein Leben voll Schmach und Schande, voll täglicher bitterer Demütigungen und Erfahrungen, voll körperlicher Not und Sorge.

Den weichempfindenden jungen Mann überließ es heiß bei allen diesen Gedanken und Empfindungen und es war ein instinktives Drängen in ihm, seinem Mitgefühl mit dem schweren Kummer, der die Familie Kannenberg betroffen, irgend einen Ausdruck zu geben. In schnellem Entschlusse machte er sich gegen Abend auf den Weg nach dem Hotel, wo, wie er wußte, der Geheimrat Kannenberg abgestiegen war. Absichtlich ließ er sich nicht anmelden, sondern stieg ohne weiteres, nachdem er die Zimmernummer erfahren, die Treppe hinan. Er klopfte an die Tür und als er das einladende „Herein“ vernommen, öffnete er sogleich. Erstaunt und fragend blickte der alte Herr, der sich schwerfällig von einem der um den Sofatisch stehenden Fauteuils erhob, den

Eintretenden an. Doch jetzt, als er den jungen Mann erkannte, der ebenfalls als Zeuge vor Gericht erschienen war, schoß eine glühende Röte in das bleiche, runzlige Gesicht und mit der Hand machte er eine unwillkürliche, aber abwehrende Bewegung, als fürchtete er Aufregung und Vergerniß von der Anwesenheit des Neffen des Ermordeten.

Paul Weidner aber ging mit ausgestreckter Hand auf den wie erstarrt Dastehenden zu; von seinem sympathischen, freundlichen Gesicht strahlte nicht Schadenfreude, nicht Zorn und Verachtung, sondern Bedauern und Rührung und seine Worte klangen weich und warm, als er nun zu sprechen anfing.

„Verzeihen Sie, Herr Geheimrat, daß ich Sie störe. Aber es ist mir ein Herzensbedürfnis, Ihnen mein aufrichtiges, inniges Mitgefühl auszudrücken mit dem harten Schicksal, das Sie und Ihre Familie betroffen hat. Es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen zu erklären, daß ich an die Schuld ihres Herrn Sohnes nicht glauben kann, daß er nach meiner Ansicht das Opfer eines bedauernswerten Rechtsirrtums ist. Lassen Sie mich den Wunsch aussprechen, daß die Hoffnung, die Zukunft werde früher oder später die Schuldlosigkeit Ihres Sohnes an den Tag bringen, Ihnen und Ihrer Familie Trost gewähren und die Kraft verleihen möge, Ihr schweres Geschick ungebeugt zu ertragen.“

Tiefstes Erstaunen, ja, Zweifel und Verwirrung malten sich in des Ueberraschten Mienen.

„Das sagen Sie — Sie?“ fuhr es ihm unwillkürlich heraus.

„Das sage ich, Herr Geheimrat, und es ist meine tiefste Ueberzeugung,“ antwortete Doktor Paul Weidner schlicht.

In den Zügen des alten Herrn ging eine wunderbare Veränderung vor. Der peinliche, abwehrende Ausdruck verschwand und machte einem Zucken tiefster Rührung Platz und nun schossen dem Ergriffenen helle Tränen in's Auge und mit beiden Händen erfaßte er die sich ihm entgegenstreckende Hand seines Besuches und drückte sie in den seinen.

„Ich — ich danke Ihnen,“ drang es aus der ungefühm ringen-Brust herauf. „Von Herzen danke ich Ihnen. Sie wissen ja nicht, was ich bei Ihren Worten empfinde, welch ein Trost, welch eine Labung für mich Ihr Besuch und Ihre Erklärung sind, daß gerade Sie — Sie mir die Genugtuung geben, das — das ist —“

Der alte, tief erregte Herr kam nicht weiter. Er preßte seine Rechte gegen die Augen und weinte hörbar. Ein paar Minuten verstrichen, ohne daß einer von beiden Männern ein Wort sprach. Endlich gelang es dem Geheimrat, sich eingermäßen zu fassen.

„Mein Herr,“ stammelte er noch immer sehr bewegt, „was Sie mir soeben gesagt haben, das werde ich nie — nie vergessen und es macht mich zu Ihrem ewigen Schuldner. Ich werde es zu Hause meiner armen Frau mitteilen und meiner Tochter. Es wird auch sie in ihrem Kummer aufrichten und mit Mut und Hoffnung erfüllen. Ja, auch mich hält der Gedanke aufrecht, daß es einst gelingen wird, die Schuldlosigkeit meines Sohnes zu beweisen. Ich habe morgen Vormittag eine Konferenz mit dem Verteidiger meines Sohnes. Ich hoffe, daß sich einige Anhaltspunkte bieten werden, die wir weiter verfolgen können, um schließlich eine Wiederaufnahme des Verfahrens herbeizuführen.“

Der junge Mann horchte interessiert auf. (Fortsetzung folgt.)

❖ Allerlei. ❖

Leuchtende Frösche. Wie ein märchenhafter Spuk mutet es den Reisenden an, wenn er vom Deck des Ozeandampfers aus seine Blicke über die in abendliches Dunkel gefüllten Wogenkämme schweifen läßt und die weite Wasserfläche plötzlich wie flüssiges Silber aufleuchten sieht. Bekanntlich ist diese wunderbare Erscheinung, die sich besonders in tropischen Himmelsstrichen findet, auf gewisse kleine Lebewesen, Bakterien, zurückzuführen. Man spricht in diesem Sinne von fluoreszierenden oder leuchtenden Bakterien und vergleicht den Glanz, den diese kleinen Lebewesen ausstrahlen, mit dem bekannten fahlblau-violetten Licht, welches Wachszündhölzchen bei Reibung der Phosphormasse geben. Die Fähigkeit des Leuchtens hängt mit der Atmungstätigkeit der Bakterien zusammen, da sie mit der Aufnahme von Luft bzw. Sauerstoff verbunden ist. Bringt man die Bakterien in einen passenden Nährboden, in Bouillon, so kann man sie in Reinkulturen züchten, die ein starkes Licht geben, besonders wenn die Bouillon in Bewegung gehalten wird und mit Luft vermischt ist. Mit dieser leuchtenden Bouillon hat der Pariser Forscher Doktor Tarchanow an Fröschen hochinteressante Experimente angestellt. Er spritzte den Tieren einige Kubikzentimeter von der leuchtenden Bouillon in den auf dem Rücken befindlichen Lymphsack. Von dort drang die Flüssigkeit in die benachbarten Lymphgefäße und weiter in die Blutbahn ein und machte den Körper der Tiere leuchtend, besonders an den durchsichtigen Teilen. Besonders deutlich leuchtet die Zunge des Frosches, weil sie ein größeres Lymphgefäß in sich birgt. Doktor Tarchanow war in der Lage, einen solchen „illuminierten“ Frosch bei völliger Dunkelheit durch dessen eigenes Licht photographisch aufzunehmen. Die eigenartige Erscheinung läßt sich nur durch die Annahme erklären, daß die fluoreszierenden Bakterien in den Säften der Organe des Frosches einen sauerstoffreichen Boden finden, der ihrer Entwicklung günstig ist. Nach drei bis vier Tagen „erlöschen“ die leuchtenden Frösche, wahrscheinlich infolge einer Vermehrung der sogenannten weißen Blutkörperchen, die den Bakterien grimme Feinde sind. Dem Frosche schaden

übrigens diese Versuche nicht im geringsten. Bei warmblütigen Tieren hat die Impfung mit leuchtenden Bakterien keinen Erfolg, weil diese die Blutttemperatur nicht vertragen.

Pneumatische Anstreichmaschine. Der Ersatz des Pinsels durch Anstreichmaschinen bedeutet eine der größten Ersparnisse an Arbeit, die je durch die Anwendung von Maschinen gemacht worden sind. In Amerika sind zum Streichen oder Lünchen großer Flächen viele Tausende dieser Maschinen, die von J. C. Good in Hudson, Michigan, hergestellt werden, in Gebrauch. Im Eisenbahnbetrieb werden sie hauptsächlich benutzt, um das Innere und Äußere von Kraftstationen, Reparaturwerkstätten, Viehställen, Güterwagen und Bauwerken aller Art anzustreichen. Im Durchschnitt kostet die Streicharbeit mit dem Pinsel 12—15 Cents für 1000 Fuß, während die Kosten für dieselbe Leistung mit der Anstreichmaschine nicht über 1 Cent betragen. Diese Maschinen arbeiten nicht nach dem Prinzip, daß die Farbe gegen den zu streichenden Gegenstand gespritzt wird, denn dies Verfahren wäre zu kostspielig, weil dabei viel Farbe verloren geht. Die Good'sche Maschine entsendet die Farbe durch einen Schlauch mit einem besonderen Mundstück in Form eines Sprühregens, der einen durchaus gleichmäßigen Ueberzug hervorbringt und in Ritze und Spalten eindringt, wie man es mit einem Pinsel nie erreichen könnte. Die Farbe oder Lünche wird durch Luftdruck herausgeschleudert, der durch eine Luftpumpe erzeugt wird, und zwar ist die Einrichtung getroffen, daß man nach kurzer Pumparbeit genügend Druck hat, um wenigstens 10 Minuten lang einen Sprühregen hervorzubringen, bis man von neuem pumpen muß. Die Ventile sind an einer Seite angebracht anstatt direkt unter der Pumpe, so daß die Flüssigkeit mit dem Pumpenkolben gar nicht in Berührung kommt. Decken in gewöhnlicher Höhe kann man ohne Höherstellen der Maschine mit Hilfe eines längeren Mundstückes erreichen, das beigegeben wird. Die Pumpe ist so eingerichtet, daß die Farbe oder Lünche ordentlich durchgerührt wird, bevor sie heraussprüht. Die Firma Good fabriziert besondere Farben für die Maschine, es kann aber fast jede Mineral- oder Oelfarbe verwendet werden. („Techn. Rundschau.“)

Unsere Bilder.

Wer in Aegypten reist und die dortigen Städte besuchte, kennt auch die Wasserverkäufer, die dort mit dem Nilwasser hausieren gehen. In alten zusammengenähten Ziegenfellen, genau wie vor Jahrtausenden, führen diese Straßenhändler das Wasser des Nils mit sich, um es an die niedere Bevölkerung der ägyptischen Städte auszuschenken; manche tragen diese Wasserfläuche über der Schulter, manche haben sie ihrem halbverhungerten Esel aufgeladen. Wohl dem, wem's schmeckt! Unser Bild zeigt eine Gesellschaft dieser „Kleinhändler“ im Nil, welche eben im Begriff ist, ihre primitiven Gefäße wieder mit dem Flußwasser zu füllen, malerisch sehen die Kerle ja aus, aber für den europäischen Reinlichkeitsfimmel ist ihr Trank nicht gerade verlockend!

Gemeinnütziges.

Goldtinte zum Zeichnen der Wäsche in Gold. Man löst feines Zinn in Salzsäure auf, andererseits löst man auch Gold in Königswasser auf. Nachdem man diese beiden Präparate erhalten hat, sättigt man denjenigen Teil der Leinwand, auf welchen man schreiben will, mit der Zinnchlorür und schreibt dann mit der Goldlösung darauf. Die ausgeführte Schrift kommt bald mit der schönen Purpurfarbe zum Vorschein.

Wie soll man warme Umschläge machen? Man kann ein zusammengelegtes, in heißes Wasser getauchtes und ausgerungenes Flanelltuch direkt anwenden. Besser ist es jedoch, den nach Bedarf ausgerungenen Flanell mit einem anderen einfach oder doppelt gefalteten Flanelltuch zu umhüllen und so auf die Haut zu legen. Die Wärme braucht nur kurze Zeit, um die trockene Schicht zu durchdringen, die Haut gewöhnt sich allmählich an die Hitze und kann einen höheren Grad ertragen, als wenn das feuchtheiße Tuch direkt appliziert wird. Ferner bleibt der Umschlag länger warm, weil die äußere Hülle die Verdunstung hemmt. Zweckmäßig angewendete warme Umschläge lindern die meisten örtlichen Schmerzen, gegen die gewöhnliche Linimente, Waschungen, Blutegel angewendet werden, und sind diesen als reinlicher und wirksamer vorzuziehen.

Zinkgegenstände zu reinigen. Man reinigt die betreffenden Gegenstände mit Aschenlauge. Darauf nimmt man im Ofen getrocknetes oder geröstetes Küchensalz, zerreibt es zu Mehl, streut es auf einen wollenen Lappen und putzt dann das Gefäß so lange, bis der Silberglanz eintritt. Vielsach putzt man auch mit 1 Teil Schwefelsäure auf 12 Teile Wasser, doch ist ersteres Verfahren entschieden vorzuziehen.

Frühjahrhaltung von Blumen. Ein vorzügliches Mittel zur Frischerhaltung von Blumen ist folgendes: Man pflückt die Blumen ganz kurz vor der Reise oder dem Transport ab und stelle sie an einem dunklen kühlen Ort in Wasser, damit letzteres die Stengel durchzieht; darauf nehme man einen Steintopf, in dem die Blumen Platz haben, lege dieselben hinein und binde über die Oeffnung ein straff gespanntes, feuchtes Leinentuch, über welchem man noch steifes, trockenes Papier anbringt, dies jedoch so, daß letzteres die feuchte Leinwand nicht berührt. Gut ist es, die Leinwand alle fünf Stunden wieder frisch zu tränken, denn die Feuchtigkeit, die darin enthalten, schlägt in den Steintopf zurück, wodurch es ermöglicht wird, die Blumen in vollständig frischem Zustande an ihren Bestimmungsort zu bringen.

Nachtsch.

1. Pfingströßelsprung.

zen	neut	zum	Er	Derz	Welt	pran	Gär	so	hat
To	chen	das	er	met	die	wird	die	Pfingst	ten
o	Krän	und	li	de	get	die	Nun	Herrn	stob
Glän	re	al	strö	ge	Duf	wie	die	und	maie
und	Pfing	lieb	ten	les	Welt	Zeit	und	und	des
hin	zen	Veid	li	ge	wehn	ein	im	schmüt	Fel
sten	men	Men	der	und	Fest	stehn	te	Odem	der
wie	aus	se	De	Pfingst	und	kleid	das	der	let
Blu	du	auf	die	tagß	des	lüf	pracht	Blitz	der
und	die	bens	che	Haus	und	ist	und	das	in
fröh	mit	grü	träumt	Be	schmückt	ten	li	de	so
Auen	ver	li	sich	nen	che	schwer	welt	Blü	fest

2. Buchstabenrätsel.

A: a a d d d d e e e e e g h h h j k l n r r r r
r s t t t t u u w z.

B: a a b c c c e i i l n n o r s s s.

Aus den Buchstaben unter A sind acht vierlautige Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1. ein Fluß im Wesergebiet, 2. ein Getränk, 3. ein Organ des Menschen, 4. ein Haustier, 5. ein Fluß in der Schweiz, 6. eine unlauntere Handlungsweise, 7. ein Schmutz der Landschaft, 8. ein Fluß im nordwestlichen Deutschland. — Vor die gefundenen Wörter sind je zwei der Buchstaben unter B zu setzen, so daß acht neue Wörter entstehen, deren Anfangsbuchstaben eine der Hauptstädte in Europa nennen.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Mittelhand hatte: Coeur-Bube, Karo-Bube, Coeur-K, Bohn, König, Dame, Neun, Acht, Sieben, Karo-König. Im Stat lagen Karo-Acht und Sieben. Spiel: 1. Kreuz-Bube, Coeur-Bube, Karo-Dame; 2. Pik-Bube, Karo-Bube, Pik-König; 3. Karo-Neun, König, Pik-Dame. Mittelhand erhält nun alle Stiche mit 105 Augen, wäre sie in Vorhand gewesen, hätte sie Karo-König und dann einen Buben gespielt, worauf sie keinen Stich mehr bekommen hätte.
2. Afrika, Kanone, Nevada, Danaus, Miedom Dompportal, Talisman, Mantuffel, Felsenmeer, Meerwasser, Serrano, Nobili, Pitauen, Ezio, Oberhof, Hofmarschall, Schallwelle, Sepanto, Toledo, Doria.
3. Hornis, Hornist.

Lustiges.

für Nichtraucher.

Gutes Erkennungszeichen.

Herr Schlängel erscheint in der Leichenkammer, um einen Freund, der das Malheur hatte, zu ertrinken, zu agnoszieren.

Der Beamte fragt ihn, um die Identität festzustellen: „Können Sie mir einige Kennzeichen Ihres Freundes angeben?“

„Mit Vergnügen. Vor allem war er sehr schwerhörig!“

Sinnreiches Geschenk.

„Famos, daß ich Sie finde; sollen mir wieder mit erprobtem Rat unter die Arme greifen: morgen kleiner Millionärin Wiegenfest — was soll ich geben?“

„Um, um es möglichst sinnreich zu machen — so nen berühmten langen Halspelz!“

„nen Boa? . . . Rächerlich — würde mich für verrückt halten!“

„Im Gegenteile — müßte vielmehr auf den ersten Blick Absicht erkennen: Seid umschlungen, Millionen!“



„Mensch, wie können Sie denn bloß den ganzen Tag so entsetzlich qualmen? Das kann einen ja zur Verzweiflung bringen! Wenn doch bloß erst mal jemand — einen rauchfreien Tabak erfinden wollte!“

Mörderischer Ehrgeiz.

Die Frau Kommerzienrat hat einen neuen Stubenbohner kommen lassen.

„Machen Sie Ihre Sache aber auch gut?“

„O, gnädige Frau, gehen Sie nur nebenan bei Obersts und erkundigen Sie sich. Auf dem Parquet des großen Saales allein haben im vergangenen Winter fünf Personen den Fuß gebrochen und eine Dame ist die große Treppe herabgestürzt. Und Saal und Treppe habe ich geböhnt!“

Stumme Feindschaft.

A. (erzählend): „ . . . Also kaum öffne ich die Tür, so packt er mich, gibt mir einen Stoß und wirft mich sämtliche drei Treppen hinunter!“

B.: „Und was hast Du dazu gesagt?“

A.: „Nichts. Wir reden schon seit drei Wochen kein Wort miteinander!“